

Meg Cabot
Susannah – Auch Geister können küssen

cbt



Meggin Cabot, geboren in Indiana, lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Katzen in New York und Florida. Sie arbeitete zunächst als Illustratorin, bevor sie sich ganz dem Schreiben zuwandte.

Auf einen Schlag berühmt wurde Meg Cabot mit den Romanen um Prinzessin Mia. Garry Marshalls zweiteilige Verfilmung der Serie, »Plötzlich Prinzessin«, wurde weltweit zum großen Kinoerfolg.

DIE AUTORIN

Von Meg Cabot sind bei cbt erschienen:

- Plötzlich Prinzessin** (30058, Band 1)
- Power, Prinzessin!** (30243, Band 2)
- Prinzessin sucht Prinz** (30148, Band 3)
- Dein Auftritt, Prinzessin!** (30218, Band 4)
- Prinzessin in Pink** (30206, Band 5)
- Samantha, total verliebt!** (30311)
- Geheimsache Jessica – Vom Blitz getroffen** (30201)
- Geheimsache Jessica – Supergirl in Not** (30202)
- Nicola und der Baron** (30158)
- Victoria und der Graf** (30162)

Von Meg Cabot sind außerdem bei cbj erschienen:

- Bleib cool, Samantha!** (13053)
- Bühne frei, Prinzessin** (12758, Band 6)
- Party, Prinzessin!** (13184, Band 7)
- Keine Panik, Prinzessin!** (13351, Band 8)
- Plötzlich Prinzessin – Das ultimative Benimmbuch** (13185)
- Plötzlich Prinzessin – Das ultimative Handbuch** (13186)
- Jenny, heftig in Nöten** (12861)

Weitere Informationen zu Meg Cabot und ihren Büchern:
www.megcabot.de

Meg Cabot

Susannah –
Auch Geister
können küssen

Aus dem Amerikanischen
von Yvonne Hergane



*In memoriam A. Victor Cabot
und seines Bruders Jack »France« Cabot*



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
fsc-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch Januar 2008
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2000 der Originalausgabe by Meggin Cabot
Die amerikanische Originalausgabe erschien 2000
unter dem Titel »The Mediator – Shadowland«
bei Pocket Books, a division of Simon & Schuster Inc.,
New York

© 2008 für die deutschsprachige Ausgabe
bei cbt/cbj Verlag in der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Dieses Werk wurde vermittelt
durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück, 30827 Garbsen.
Übersetzung: Yvonne Hergane
Umschlaggestaltung: Zeichenpool, München
Umschlagbilder: Shutterstock: Greenmikan
st · Herstellung: CZ
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-30197-5
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

KAPITEL

1

Da gibt's Palmen, haben sie gesagt.

Ich hab ihnen nicht geglaubt, aber sie haben drauf bestanden. Schon vom Flugzeug aus würde ich die Palmen sehen können, sagten sie.

Ja klar weiß ich, dass es in Südkalifornien Palmen gibt. Ich bin ja nicht total bescheuert. Hab schließlich auch *Beverly Hills 90210* gesehen. Aber wir zogen ja nach Nordkalifornien und da rechnete ich nicht mit Palmen. Jedenfalls nicht, nachdem Mom gesagt hatte, ich soll nicht meine ganzen Pullover weggeben.

»Nein, nein, die wirst du noch brauchen«, hatte sie gesagt. »Und die Jacken auch. In Kalifornien wird's auch manchmal kalt. Vielleicht nicht ganz so kalt wie in New York, aber trotzdem – ein bisschen frostig schon.«

Deswegen hatte ich auf dem Flug meine schwarze Motorradlederjacke an. Klar, ich hätte sie zusammen mit meinen anderen Sachen schicken können, aber irgendwie fühlte ich mich besser damit.

Da saß ich also mit meiner schwarzen Motorradleder-

jacke im Flugzeug und sah mir während der Landung die Palmen an. Und dachte, na super. Schwarzes Leder und Palmen. Damit passe ich ja perfekt hierher, wie die Faust aufs Auge. Oder auch ... überhaupt nicht.

Mom kann meine Lederjacke nicht besonders leiden, aber ich hab sie nicht deswegen angezogen, um sie auf die Palme (ha!) zu bringen. Ehrlich nicht. Ich nehm's ihr nicht übel, dass sie beschlossen hat, einen Typen zu heiraten, der dreitausend Meilen weit weg lebt, sodass ich gezwungen war, mitten in der zehnten Klasse von der Highschool abzugehen und alles zu verlassen, meine beste – und so ziemlich einzige – Freundin seit Kindergartenagen genauso wie die Stadt, in der ich seit meiner Geburt vor sechzehn Jahren lebe.

Aber nein, ich nehm's ihr kein bisschen übel.

Das Ding ist nämlich, dass ich Andy, meinen neuen Stiefvater, ganz gern mag. Er tut Mom gut. Er macht sie glücklich. Und er ist total nett zu mir.

Nur dieser Umzug nach Kalifornien macht mich krank.

Ach, und ... hatte ich Andys drei Kinder schon erwähnt?

Standen alle da, als ich aus dem Flugzeug stieg, das ganze Begrüßungskomitee: Mom, Andy und Andys Söhne. Ich nenn sie Schlafmütz, Hatschi und Schweinchen Schlau. Meine neuen Stiefbrüder.

»Suzie!« Auch ohne dass Mom meinen Namen gekreisch hätte, als ich durchs Gate kam, hätte ich sie kaum verpassen können – meine neue Familie. Andy

knuffte seine zwei jüngeren Söhne, damit sie ein Transparent hochhielten, auf dem stand: WILLKOMMEN ZU HAUSE, SUSANNAH! Die Leute, die mit mir aus dem Flieger strömten, raunten einander im Vorbeigehen zu: »Och guck mal, wie niedlich!«, und lächelten mich so eklig süßlich an.

Na klar. Hier passe ich perfekt rein. Und wie.

»Okay.« Ich hastete auf meine neue Familie zu. »Ihr könnt das Ding jetzt wieder runternehmen.«

Aber Mom hörte gar nicht hin, sondern war schon dabei, mich zu zerquetschen und immer wieder zu seufzen: »Oh, Suzie!« Mom ist die Einzige, die mich Suzie nennen darf, deswegen funkelte ich die Jungs vorsichtshalber über Moms Schulter hinweg finster an – nicht dass die auf dumme Ideen kamen. Sie grinsten mich an, die Köpfe über dem blöden Transparent: Hatschi, weil er einfach bescheuert ist, und Schweinchen Schlaun, weil ... na ja, weil er sich vielleicht tatsächlich freute, mich zu sehen. Sowieso ein komischer Junge.

Schlafmütz, der Älteste, stand nur da und schaute ... na ja, eben schlafmützig.

»Und, wie war der Flug, Kleines?« Andy nahm mir die Tasche von der Schulter und hievte sie sich selber auf den Rücken. Er schien über das Gewicht überrascht zu sein. »Boah, was hast du denn da reingepackt? Du weißt aber schon, dass es illegal ist, Feuerhydranten aus New York über Bundesstaatengrenzen zu schmuggeln, oder?«

Ich grinste. Andy ist echt ein großer dummer Bär, aber

ein netter großer dummer Bär. Er hat garantiert null Ahnung, was in New York legal oder illegal ist, schließlich war er höchstens fünfmal da. Aber er hat auch nur diese fünf Besuche gebraucht, um meine Mutter zu überreden, ihn zu heiraten.

»Da ist kein Feuerhydrant drin«, sagte ich. »Sondern eine Parkuhr. Und die anderen vier Koffer kommen noch.«

»Vier?« Andy tat geschockt. »Du willst doch hoffentlich nicht etwa bei uns einziehen?«

Hatte ich schon erwähnt, dass Andy sich für einen Komiker hält? Ist er aber nicht. Er ist Zimmermann.

»Suze«, sagte Schweinchen Schlau begeistert. »Suze, hast du gesehen, dass der Schwanz vom Flugzeug bei der Landung ein Stück hochgegangen ist? Das liegt am Auftrieb. Der entsteht, wenn ein Körper, der sich mit beträchtlicher Geschwindigkeit fortbewegt, auf einen Gegenwind gleicher oder höherer Geschwindigkeit trifft.«

Schweinchen Schlau, Andys jüngster Sohn, ist erst zwölf, hört sich aber an wie vierzig. Auf dem ganzen Hochzeitsempfang hat er mir durchgehend die Ohren vollgelabert von Rindern, die von Aliens verstümmelt werden, und dass die amerikanische Regierung die ganze Area-51-Sache vertuscht, damit wir nicht erfahren, dass wir nicht allein sind.

»Oh, Suzie«, seufzte meine Mutter weiter, »ich freu mich so, dass du da bist. Das Haus wird dir gefallen, garantiert. Erst hab ich mich da nicht so ganz heimisch gefühlt, aber jetzt, wo du da bist... Ach, und wenn du

erst dein Zimmer siehst! Andy hat alles so hübsch gemacht...«

Wochenlang hatten Mom und Andy vor ihrer Hochzeit nach einem Haus gesucht, das groß genug war, dass alle vier Kinder ein eigenes Zimmer bekämen. Am Ende hatten sie sich für ein riesiges Teil in den Hügeln rund um Carmel entschieden, das sie sich nur hatten leisten können, weil sie es in einem völlig desolaten Zustand gekauft hatten und die Baufirma, bei der Andy arbeitet, ihnen die ganze Renovierung zum Sonderpreis gemacht hatte. Seit Tagen schon lag mir Mom mit meinem Zimmer in den Ohren – sie schwor, es sei das schönste im ganzen Haus.

»Die Aussicht!«, sagte sie immer wieder. »Du hast ein riesiges Panoramafenster – von deinem Zimmer aus kannst du das Meer sehen! Oh, Suzie, du wirst begeistert sein, ich weiß es!«

Na klar würde ich begeistert sein. Ungefähr so begeistert wie davon, Bagels gegen Alfalfasprossen einzutauschen und die U-Bahn gegen Wellenreiten.

Da machte aus unerfindlichen Gründen Hatschi den Mund auf und fragte mit seiner beknackten Stimme: »Hat dir das Transparent gefallen?« Ich fasse es nicht, dass der Typ so alt ist wie ich. Na ja, er ist im Ringer team der Schule, also was kann man schon erwarten? Für ihn gibt's nur ein Thema, das hatte ich schon beim Hochzeitsempfang erfahren dürfen – wo ich zwischen ihm und Schweinchen Schlau sitzen musste, sodass man sich gut vorstellen kann, wie unglaublich spannend die

Unterhaltung da war –, und zwar Ringergriffe und Proteindrinks und so 'n Zeug.

»Ja, echt toll«, sagte ich, riss ihm das Transparent aus den fleischklopsigen Händen und hielt es so, dass die Schrift fast am Boden schleifte. »Können wir jetzt los? Ich will mir meine Koffer schnappen, bevor das jemand anders tut.«

»Ach ja, richtig«, sagte Mom und drückte mich ein letztes Mal an sich. »Ich freu mich so, dass du da bist! Und du siehst so toll aus!« Dann ging sie voran und sagte nun doch, obwohl man ihr anmerkte, dass sie es eigentlich gar nicht sagen wollte, aber wenigstens sagte sie es so leise, dass es sonst niemand hörte: »Über die Jacke haben wir uns aber wirklich schon öfter unterhalten, Suzie. Und ich dachte, die Jeans wolltest du auch längst weggeschmissen haben.«

Ich hatte nämlich meine älteste Jeans an, die mit den zerlöcherten Knien. Die passte super zu meinem schwarzen Seiden-T-Shirt und meinen Stiefeletten mit Reißverschluss. Dazu noch meine schwarze Motorradlederjacke und meine Army-Navy-Tasche von Surplus – und ich sah aus wie ein Ausreißerteenager in einem Fernseh-drama.

Aber hey, wenn man acht Stunden quer über den Kontinent fliegt, will man wenigstens was Bequemes anhaben.

Als ich das laut sagte, verdrehte Mom bloß die Augen und ließ das Thema fallen. Das ist echt klasse an meiner Mutter. Sie reitet nicht auf Sachen rum, wie so viele an-

dere Mütter. Schlafmütz, Hatschi und Schweinchen Schlau haben keine Ahnung, wie glücklich sie sich schätzen können.

»Also gut«, sagte sie nur. »Dann wollen wir jetzt mal dein Gepäck holen.« Laut rief sie: »Jake, kommst du bitte? Wir müssen Suzies Gepäck vom Band fischen.«

Schlafmütz bei seinem Vornamen zu rufen, war die einzige Chance, ihn in Bewegung zu setzen, er sah nämlich aus, als wäre er im Stehen eingeschlafen. Der Typ ist in der zwölften Klasse! Ich fragte Mom, ob er vielleicht an Narkolepsie litt oder irgendwelche Drogen einschmiss, aber sie meinte nur: »Nein, wie kommst du denn auf so was?« Als würde ihr gar nicht auffallen, dass er immer nur schlaff dastand und blinzelte und kein Wort sagte.

Moment, nein, stimmt nicht. Einmal hatte er tatsächlich was zu mir gesagt. Und zwar: »Hey, gehörst du zu einer Gang?« Das war auf der Hochzeit gewesen, da hatte er mich draußen erwischt, wo ich heimlich eine paffte, die schwarze Lederjacke über dem Brautjungferkleid.

Hey, keine Panik, okay? Das war die erste und einzige Zigarette meines Lebens, ja? Ich stand damals ziemlich unter Druck. Meine Mom war dabei, diesen Typen zu heiraten und nach Kalifornien zu ziehen und mich total zu vergessen. Seitdem hab ich nie wieder geraucht, Ehrenwort.

Und was Jake angeht – nicht dass mich jemand falsch versteht. Der Typ ist über einsachtzig und hat die gleichen blitzenden blauen Augen und zauseligen blonden

Haare wie sein Vater, und damit ist er das, was meine beste Freundin Gina einen Sahnehappen nennen würde. Aber die hellste Leuchte im Lampengeschäft ist er nicht, wenn ich das so sagen darf.

Schweinchen Schlau laberte immer noch was von wegen Windgeschwindigkeit und so. Wie schnell man sich fortbewegen muss, um die Gravitationskraft zu durchbrechen. Diese Geschwindigkeit heißt Fluchtgeschwindigkeit oder Zweite kosmische Geschwindigkeit. Vielleicht würde sich der Kleine ja mal als ganz nützlich erweisen, dachte ich, so in Sachen Hausaufgaben, obwohl ich drei Klassen über ihm war.

Während Schweinchen Schlau vor sich hin brabbelte, sah ich mich um. Ich war zum allerersten Mal in Kalifornien, und obwohl wir noch nicht mal aus dem Flughafen rausgekommen waren – es war der San José International Airport –, hätte auch ein Blinder mit dem Krückstock erkannt, dass er sich nicht mehr in New York befindet. Erstens war hier alles sauber. Kein Müll am Boden, kein Schmutz, keine Graffiti. Die Ankunftshalle war in Pastelltönen gehalten und auf denen sieht man normalerweise jeden Dreck sofort. Oder was meint ihr, warum New Yorker immer Schwarz tragen? Doch nicht, um cool zu wirken. Nee, nee. Wir haben nur keine Lust, unsere Klamotten nach jedem Tragen sofort in die Waschmaschine stopfen zu müssen.

Aber im sonnigen Kalifornien schien das kein Problem zu sein. Pastelltöne waren offensichtlich absolut in. Eine Frau, die an uns vorbeimarschierte, trug rosa Leg-

gings und einen weißen Sport-BH. Und sonst nichts. Oh, oh, also wenn das hier die hippe kalifornische Mode sein sollte, dann stand mir aber ein krasser Kulturschock bevor.

Und noch was war merkwürdig – nirgendwo wurde gestritten. Die Leute standen brav in der Schlange, und wenn sie dran waren am Schalter, erhoben sie ihre Stimme um kein einziges Dezibel. In New York zofft man sich als Kunde immer mit den Leuten hinterm Schalter, egal ob am Flughafen, bei Bloomingdales oder an irgendeinem Hotdog-Stand.

Nicht so hier. Hier waren alle ganz ruhig und gelassen.

Und es war auch klar, warum. Ich meine, ich konnte hier beim besten Willen nichts entdecken, was einem die Laune hätte versauen können. Draußen brannte die Sonne auf die Palmen herab, die ich aus dem Flugzeug gesehen hatte. Möwen – nein, keine Tauben, sondern echte, große grauweiße Möwen – scharrtten auf dem Parkplatz am Boden herum. Und als wir meine Koffer holen gingen, kontrollierte keiner, ob die Pappanhänger, die dran waren, mit meinen Ticketabschnitten übereinstimmten. Nein, stattdessen verabschiedeten sie mich freundlich: »Schönen Tag noch!«

Abgefahren.

Gina – meine beste Freundin in Brooklyn ... na ja, gut, wie gesagt meine einzige Freundin – hatte mir schon prophezeit, dass es auch Vorteile hatte, drei Stiefbrüder zu haben. Und sie weiß, wovon sie redet, sie hat nämlich

selber vier – nicht Stiefbrüder, sondern richtige, aber trotzdem. Und Gina glaubte ich auf jeden Fall mehr als den Leuten, die mir das mit den Palmen gesagt hatten. Aber erst als Schlafmütz sich zwei meiner Koffer griff und Hatschi die anderen beiden, sodass ich – weil Andy doch meine Tasche hatte – überhaupt nichts mehr tragen musste, wurde mir endgültig klar, was sie gemeint hatte: Brüder können echt nützlich sein. Sie können schleppen wie die Packesel und kommen dabei nicht mal im Entferntesten ins Schwitzen.

Hey, ich hatte die Koffer schließlich selber gepackt. Ich wusste, was drin war. Leicht waren die Dinger nicht. Aber Schlafmütz und Hatschi hievten sie mühelos vom Band, so nach dem Motto: Ein Kinderspiel, lasst uns gehen.

Okay, meine Koffer hatte ich also schon mal. Und jetzt raus auf den Parkplatz. Als die Schiebetüren aufglitten, griffen alle um mich herum – einschließlich Mom – in die Tasche und holten ihre Sonnenbrille raus. Aha, offenbar wussten die was, was ich nicht wusste. Beim ersten Schritt nach draußen wurde mir klar, was das war.

Hier war's nämlich richtig *sonnig*.

Und zwar nicht nur sonnig, sondern gleißend hell, so grell und farbenfroh, dass einem die Augen davon wehtaten. Klar hatte ich auch irgendwo eine Sonnenbrille, aber da wir in New York keine fünf Grad über null und Schneeregen gehabt hatten, hatte ich nicht dran gedacht, sie irgendwohin zu packen, wo ich leicht drankam. Als meine Mutter mir gesagt hatte, dass wir umziehen wür-

den – sie und Andy hatten entschieden, so wäre es am besten, da sie mit nur einem Kind und einem Job als Nachrichtenkorrespondentin leichter umziehen konnte als Andy mit seinen drei Söhnen und seiner eigenen Werkstatt –, hatte sie mir versichert, ich würde Nordkalifornien lieben. »Da sind diese ganzen Filme mit Goldie Hawn und Chevy Chase und so gedreht worden!«

Ich mag Goldie Hawn und ich mag Chevy Chase, aber dass sie jemals einen Film zusammen gemacht haben sollen, war mir neu.

»Und die ganzen Erzählungen von John Steinbeck spielen hier«, sagte Mom. »Das rote Pony« zum Beispiel.«

Das beeindruckte mich auch nicht besonders. Ich konnte mich nur noch erinnern, dass in »Das rote Pony« keine Mädchen vorkamen, dafür aber jede Menge Hügel. Und als ich da so auf dem Parkplatz stand und gegen die Sonne blinzelte, sah ich, dass der San José International Airport wirklich von vielen Hügeln umgeben war. Das Gras darauf war bräunlich und trocken.

Aber auf den Hügeln standen auch Bäume – Bäume, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Oben mit so einer zerquetschten Krone, als hätte ein Riese seine Faust aus dem Himmel herabsausen lassen und ihnen einen Dämpfer verpasst. Später erfuhr ich, dass es Zypressen waren.

Und rund um den Parkplatz wucherten überall dichte Büsche mit riesigen roten Blüten, offenbar von einem Bewässerungssystem gespeist, und zwar mit Vorliebe

am Fuß der unglaublich hohen, überraschend dicken Palmen. Hibiskus, fand ich später durch Nachschlagen raus. Und die seltsamen Käfer, die mit einem durchdringenden *Drrrrrr* über den Blüten schwebten, waren überhaupt keine Käfer, sondern Kolibris.

»Ach, die gibt's hier überall«, sagte Mom, als ich sie darauf ansprach. »Wir haben zu Hause Futterhäuschen für sie in den Garten gehängt. Du kannst dir gern auch eins vors Fenster hängen, wenn du magst.«

Kolibris, die bis ans Fenster kamen? Die einzigen Vögel, die sich in Brooklyn in die Nähe meines Fensters gewagt hatten, waren Tauben gewesen. Bei denen hatte Mom mich nie zum Füttern ermutigt.

Meine Freude über die Kolibris endete jäh, als Hatschi plötzlich verkündete: »Ich fahre«, und auf den Fahrersitz des riesenhaften Wagens zusteuerte, dem wir uns gerade näherten.

»Nein, ich fahre«, hielt Andy dagegen.

»Komm schon, Dad«, maulte Hatschi. »Wie soll ich die Führerscheinprüfung je bestehen, wenn du mich nie fahren lässt?«

»Du kannst mit dem Rambler üben«, sagte Andy, schloss den Landrover hinten auf und hievte mein Gepäck rein. »Du übrigens auch, Suze.«

»Was – ich übrigens auch?«, fragte ich verdattert.

»Du kannst den Rambler nehmen, um Fahren zu lernen.« Er wedelte mir lächelnd mit dem Zeigefinger vor der Nase herum. »Aber nur wenn jemand mit einem gültigen Führerschein auf dem Beifahrersitz sitzt.«

Ich blinzelte ihn an. »Ich kann aber überhaupt nicht fahren.«

Hatschi stieß sein wieherndes Lachen aus. »Du kannst nicht fahren?« Er rammte Schlafmütz, der mit dem Gesicht in der Sonne am Wagen lehnte, den Ellbogen in die Seite. »Hey, Jake, die kann nicht Auto fahren!«

»Viele New Yorker besitzen keinen Führerschein, Brad«, sagte Schweinchen Schlau. »Falls du es noch nicht wissen solltest – New York City verfügt über das größte öffentliche Nahverkehrsnetz Nordamerikas, das einen viertausend Quadratmeilen großen Radius umfasst, von New York über Long Island bis nach Connecticut, und damit den Bedarf der dreizehn Komma zwei Millionen Menschen umfassenden Bevölkerung abdeckt. Die gigantische U-Bahn-, Bus- und Zugflotte wird jedes Jahr von eins Komma sieben Milliarden Fahrgästen genutzt.«

Alle Blicke waren auf Schweinchen Schlau gerichtet. Dann sagte meine Mutter langsam: »Ich hatte dort nie ein Auto.«

Andy schlug die Hecktüren des Landrover zu. »Keine Sorge, Suze«, sagte er. »Wir melden dich gleich mal für einen Fahrkurs an. Dann hast du ruck, zuck aufgeholt, was Brad dir jetzt voraushat.«

Ich sah Hatschi an. Nie im Leben hätte ich gedacht, dass jemals jemand sagen würde, Brad hätte mir *irgendwas* voraus. Aber anscheinend war mein neues Leben immer wieder für eine Überraschung gut. Die Palmen waren nur der Anfang gewesen. Auf der Fahrt vom Flug-

hafen, die etwa eine Stunde dauerte – und es wurde keine kurzweilige Stunde, da ich zwischen Schlafmütze und Hatschi eingekleidet war, während Schweinchen Schlaw hinter uns auf meinem Gepäck hockte und uns mit weiteren ausführlichen Informationen über die Errungenschaften des Personennahverkehrs von New York City bombardierte –, dämmerte mir langsam, dass hier alles ganz, ganz anders werden würde als erwartet, und ganz, ganz anders, als ich es bisher gewohnt gewesen war.

Und das lag nicht nur daran, dass ich einmal quer über den Kontinent geflogen war. Oder dass ich bei jedem Blick aus dem Fenster Unbekanntes erblickte: Straßenstände, an denen Artischocken und Granatäpfel angeboten wurden, zwölf Stück für einen Dollar; endlos aneinander gereihte Felder mit Weinreben, die sich an knorrigen Baumstämmen hochwanden; Zitronen- und Avocadopflanzungen; üppig grüne Äcker, deren Bewuchs ich nicht einmal erkannte. Und über alldem spannte sich ein Himmel, der so blau und unendlich war, dass der Heißluftballon, der über uns schwebte, dagegen winzig klein wirkte, wie ein Knopf auf dem Grund eines Schwimmbeckens von olympiatauglichen Maßen.

Und dann war da das Meer, das so plötzlich vor uns auftauchte, dass ich es erst gar nicht als Wasserfläche, sondern als weiteres Feld wahrnahm. Aber dann sah ich das Funkeln, das Glitzern des Wassers, als würde es mir stumme kleine SOS-Signale zumorsen. Das Licht war so hell, dass es schwer war, ohne Sonnenbrille hinzusehen. Aber da war er, der Pazifik, beinahe so endlos wie der

Himmel, ein lebender, wogender Organismus, der an einem kommaförmigen weißen Sandstrand leckte.

Als New Yorkerin hatte ich bisher erst wenige Male einen Blick auf ein Meer – zumindest auf ein Meer mit Sandstrand – werfen können. Fassungslos starrte ich jetzt auf den Pazifischen Ozean und rang nach Luft. Um mich herum hörten alle schlagartig zu reden auf – alle außer Schlafmütz, der sowieso wieder eingeschlafen war, was sonst.

»Was ist denn?«, fragte meine Mutter besorgt. »Ist was passiert?«

»Nein, alles okay«, sagte ich. Wie peinlich. Für die anderen war der Anblick des Ozeans ganz normal, die würden jetzt bestimmt denken, ich war total gaga, deswegen so auszuflippen. »Es ist nur ... das Meer.«

»Oh«, sagte Mom. »Wunderschön, nicht?«

»Hübscher Wellengang«, sagte Hatschi. »Werd vor dem Abendessen vielleicht mal kurz an den Strand flitzen.«

»Nicht bevor du deine Hausaufgaben fertig hast«, erwiderte sein Vater.

»Oh Mann, Dad!«

Was meine Mutter dazu veranlasste, mir einen langen und detaillierten Bericht darüber zu liefern, auf welche Schule ich gehen würde – dieselbe, auf die auch Schlafmütz, Hatschi und Schweinchen Schlau gingen. Die Schule war nach Junipero Serra benannt worden, einem Spanier, der irgendwann im achtzehnten Jahrhundert hierhergekommen war und die Ureinwohner Amerikas

gezwungen hatte, ihre Religion aufzugeben und zum Christentum zu konvertieren. Die Schule hieß also »Junipero Serra Catholic Academy«. Ursprünglich war das Schulgebäude eine riesige Missionsstation im Pueblolistil gewesen, die auch heute noch von rund zwanzigtausend Touristen jährlich besucht wurde. Deshalb sagten die meisten nur kurz »Mission School« oder »Mission Academy«.

Ich hörte meiner Mutter gar nicht richtig zu. Mein Interesse am Thema Schule war schon immer gleich null gewesen. Der einzige Grund, warum ich erst vor Weihnachten hatte hierherziehen können, war der, dass die Mission School erst keinen Platz für mich gehabt hatte, sodass ich bis zum zweiten Schulhalbjahr hatte warten müssen, als sich ein freier Platz aufgetan hatte. Was mir aber nicht viel ausmachte – ich hatte die paar Monate bei meiner Großmutter gewohnt, was gar nicht übel gewesen war. Meine Großmutter ist nämlich nicht nur eine supergute Anwältin, sondern auch eine begnadete Köchin.

Ich war in Gedanken immer noch beim Ozean, der mittlerweile hinter den Hügeln verschwunden war. Ich verrenkte mir fast den Hals, um noch einen letzten Blick zu erhaschen, da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. »Moment mal«, sagte ich. »Wann wurde die Schule erbaut?«

»Im achtzehnten Jahrhundert«, antwortete Schweinchen Schlau. »Das Missionierungssystem, von der katholischen Kirche und der Regierung Spaniens geleitet,

hatte sich nicht nur zum Ziel gesetzt, die Ureinwohner Amerikas zum Christentum zu bekehren, sondern auch, sie zu erfolgreichen Händlern im Sinne der Spanier auszubilden. Ursprünglich diente das Missionshaus ...«

»Im achtzehnten Jahrhundert?«, wiederholte ich und beugte mich nach vorn. Ich war zwischen Hatschi und Schlafmütz eingeklemt, dessen Kopf sich immer weiter geneigt hatte, bis er schließlich auf meiner Schulter ruhte, sodass ich schon am Geruch erkennen konnte, welches Shampoo er benutzte. Also, darüber, wie viel Platz Jungs beanspruchen, hatte Gina keinen Ton gesagt, vor allem wenn sie einsachtzig groß und satte achtzig Kilos schwer sind. »Im achtzehnten Jahrhundert?«

Meine Mutter muss die Panik in meiner Stimme rausgehört haben, denn sie drehte sich zu mir um und sagte beruhigend: »Komm schon, Suze, darüber haben wir doch gesprochen. Ich hab dir schon gesagt, dass die Robert-Louis-Stevenson-Schule eine einjährige Wartezeit hat, die Sacred-Heart-Schule schied aus, weil du nicht auf eine reine Mädchenschule wolltest, und über die staatlichen Schulen in der Gegend hat Andy üble Geschichten gehört, von Drogen und brutalen Gangs und so weiter ...«

»Im achtzehnten Jahrhundert?« Mein Herz wummerte, als wäre ich gerannt. »Dann ist das Ding ja fast *dreihundert Jahre alt!*«

»Ja und?« Wir fuhren jetzt durch Carmel-by-the-Sea, vorbei an lauter malerischen, teilweise sogar reetgedeckten Häuschen, gemütlichen kleinen Restaurants und

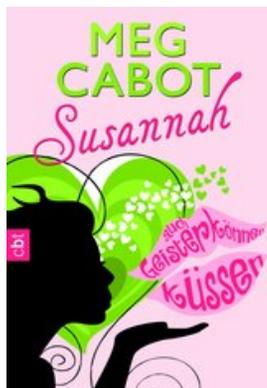
schicken Kunstgalerien. Andy musste langsam und vorsichtig fahren, da die Stadt nur so von Autos aus anderen Bundesstaaten wimmelte und über keine Ampeln verfügte, worauf man hier aus irgendeinem unerfindlichen Grund stolz zu sein schien. »Was ist denn so schlimm daran, dass die Schule aus dem achtzehnten Jahrhundert ist?«

»Suzie hat für alte Gebäude nicht viel übrig«, sagte meine Mutter ohne irgendeinen nennenswerten Tonfall in der Stimme – ich nenne das ihre Schlechte-Nachrichten-Stimme, die, mit der sie im Fernsehen über Flugzeugabstürze und ermordete Kinder berichtet.

»Oh«, sagte Andy. »Dann wird ihr unser Haus wohl auch nicht gefallen.«

Ich krallte mich an seiner Kopfstütze fest. »Wieso?«, fragte ich schrill. »Wieso wird mir das Haus nicht gefallen?«

Ich bekam die Antwort, sobald wir in die Einfahrt bogen. Das Haus war riesengroß und unheimlich hübsch, mit viktorianischen Türmchen und Ausguck-Balköncchen auf dem Dach – das ganze Programm eben. Mom hatte es blau, weiß und cremefarben streichen lassen und um das Haus herum wuchsen große, schattenspendende Kiefern und ausladende, blühende Sträucher. Mit seinen drei Stockwerken und der Vollholzbauweise hob es sich wohltuend von den grauenhaften Glas-und-Stahl-Ungetümen oder Terrakottahäusern der Nachbarn ab. Das schönste, geschmackvollste Haus weit und breit.



Meg Cabot

Susannah - Auch Geister können küssen

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30197-5

cbt

Erscheinungstermin: Dezember 2007

Neue Serie von Meg Cabot - Lieblingsserie aus den USA – endlich auch in Deutschland!

Susannah ist nicht so wie andere Mädchen: Sie trägt lieber zerrissene Jeans statt rosa Klamotten. Und sie kann Geister sehen, was sie nicht als besonders tolle Gabe empfindet. Als Susannah mit ihrer Mutter umzieht, hofft sie, dass der Spuk ein Ende hat. Doch in ihrem neuen Zuhause lungert der Geist eines attraktiven jungen Spaniers herum. Der Typ nervt sie tierisch – bis Susannah in der Schule von dem Geist einer ehemaligen Mitschülerin attackiert wird und Jesse sich auf einmal von einer ganz anderen Seite zeigt ...



[Der Titel im Katalog](#)